

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **1 (1921-1922)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wenn wir unter dem fremden Wust das eigene Selbst verloren, oft vergessene Welt taucht wieder lebendig vor uns auf: Welti und mit ihm das ganze gefühlsvolle Erleben der Romantik, und noch viel weiter zurück: das Sinnieren und Jubilieren altdeutscher Malerei eines Dürer und besonders Altdorfer. Heilige Legende- und Madonnenstimmung, aber nicht von Madonnen, die auf hohen Sesseln und unter Baldachinen in herausfordernder Schaustellung tronen, sondern Madonnen in inniger Verwachsenheit mit der umgebenden Natur, so wie sie unter uns wandeln, leidend und duldend und doch voll innerem Frohmut, teilnehmend an allem menschlichen Geschehen und im Gefühl innerst verwurzelt im Urgrund, den wir Natur, All, Gott nennen. S.

B ü c h e r.

Eine Biographie Augustin Kellers.

Unserer Generation liegt die Zeit Augustin Kellers fern. Der Kampf um die schweizerische Bundesreform war mit Gewalttätigkeiten und Rechtsverletzungen verbunden, die vielleicht nötig waren, auf alle Fälle aber das politische Charakterbild vieler führenden politischer Persönlichkeiten dieser Zeit heute noch zu einem umstrittenen macht.

Augustin Keller war es, der im Großen Räte des Kantons Aargau die Aufhebung der Klöster verlangte, zu Beginn der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, und der damit das notwendige Werk der Bundesreform in die Bahn der Rechtswidrigkeiten und der Verletzung vertraglich eingegangener Verpflichtungen drängte. Augustin Keller und seinen Mitsreitern war der liberale Gedanke, die Angst vor der Herrschaft der katholischen Kirche über die Geister der alles beherrschende, er beherrschte alle politischen Ueberlegungen. Ihm, dem Schulmanne, lag, wenn er es vielleicht auch nicht haben wollte, das Gebiet der politischen Realitäten von Haus aus fern. Ihm war in den vierziger Jahren der Kampf gegen die Klöster die Hauptsache, sie drängte alle rechtlichen, nicht nur die politischen Ueberlegungen, in den Hintergrund.

Und die Ursache war eine fast groteske Ueberschätzung des politischen Einflusses der Klöster, die wir uns nur erklären können aus der im Grunde genommen einseitig konfessionell-religiösen Einstellung Augustin Kellers und seiner Leute.

Dieser leidenschaftliche Kulturkämpfer war denn auch ein außerordentlich religiöser Mensch. Im Jahre 1805 in Sarmenstorf im Kanton Aargau als Kind gut katholischer Eltern geboren, wuchs er auf in dem Milieu von Kant und Fichte beherrschter liberaler katholisch-religiöser Geistigkeit, wie wir es in diesen Tagen im katholischen Deutschland und in der Schweiz finden. Entscheidend für sein Leben waren die Universitätsjahre in Breslau, und der junge Schulmann trat im Jahre 1834 die Stelle als Direktor des aargauischen Lehrerseminars als entschiedener Liberaler an. Aber noch mehr denn dreißig Jahre hielt er der römisch-katholischen Kirche die Treue und erst im Jahre 1869, als das Unfehlbarkeitsdogma die Geister trennte, trat er aus der Kirche seiner Väter aus, weil sie nach seiner Meinung auf Abwege geraten und schloß sich der alt (christkatholischen) Nationalkirche an.

Keller war in den vierziger Jahren ein Mann eidgenössischen Gepräges und er wurde dies wieder, als in den siebziger Jahren die kirchenpolitischen Fragen das öffentliche Leben des ganzen Landes beherrschten. Trotz der gewaltigen Popularität und des Einflusses in der freisinnigen Schweiz, der dieser Popu-

larität entsprach, ist er unseres Wissens in den eidgenössischen Räten nie als Bundesrat vorgeschlagen worden. Denn bald nach dem Gelingen der Bundesreform legte die freisinnige Partei Wert darauf, die religiösen Gefühle der konservativen Katholiken nicht unnötig zu kränken und vermied es, liberale Katholiken von herborragendem Wuchse in den Bundesrat zu wählen. Auch der militanteste Katholik erträgt, was begreiflich ist, einen Protestanten eher als Amtsmann und Regierungsperson als einen Häretiker, der sich selbst als katholisch bezeichnet.

Der Sohn Augustin Kellers, der ehemalige Chef des Generalstabes der schweizerischen Armee, Oberst Dr. Arnold Keller, hat in einem über fünfhundert Seiten starken Buche die Geschichte seines Vaters geschrieben *), des Politikers, Schulmannes und argauischen Regierungsrates. Er hat damit ein Werk geschaffen, das sowohl inhaltlich wie auch formell weit über das Maß einer landläufigen Biographie hinausragt. Es ist unter der gewandten Feder und sorgfältigen Quellenbenutzung des Verfassers zu einer Geschichte des Aargaus in der Zeit der sog. Regeneration geworden. Für den Sohn allerdings wird Hauptsache sein, wenn das Bild seines Vaters, dieses Ritters ohne Furcht und Tadel, der immer kämpfte um seine Ueberzeugung, der stets für das von ihm als recht und gut Erkannte mit der Kraft seiner Seele eintrat, der ein guter, edler Mensch war, auch wo er eiferte und vielleicht haßte, wenn dieses Bild eines kraftvollen Mannes sich in die Herzen und Köpfe der Bürger unserer Tage einprägt. Wenn uns heute auch, wie wir eingangs erklärten, die politische Psyche des, was die innere Politik anbetrifft, nur kirchenpolitisch orientierten Mannes des öffentlichen Lebens fremd anmuten muß, namentlich, wenn wir feststellen, daß Augustin Keller in wirtschaftlicher Beziehung Zeit seines Lebens ein Manchesterliberaler blieb, so hat er doch auf seine Weise tatkräftig mitgearbeitet bei der Gründung des modernen eidgenössischen Staates. Er war ein guter Eidgenosse, nehmt alles nur in allem, und des Denkmals wohl wert, das ihm sein Sohn stiftet. S. 3.

Lloyd George und der Weltkrieg.

Lloyd George ist ohne Zweifel eine hochinteressante und eindrucksvolle Persönlichkeit. Aus kleinen Verhältnissen stammend wurde er der mächtigste Mann Großbritanniens, und Ende 1918 ward er allgemein gefeiert als „der Mann, der den Krieg gewann“. Seitdem ist vielen klar geworden, daß Lloyd George — der im Burenkrieg vor der Volkswut geschützt werden mußte, weil er die Beweggründe zu diesem Raubkrieg öffentlich an den Pranger stellte — einen erbarmlichen Frieden schloß, einen Frieden, zu dem Lloyd George's stiernackige „Inod-out- (Zerschmetterungs-) Politik notwendigerweise führen mußte. Und die kühl urteilende Nachwelt wird auch in England kaum daran festhalten, daß dieser temperamentvolle Waliser etwa zu den großen Staatsmännern zu zählen sei; aber er fordert zur schriftstellerischen Darstellung geradezu heraus.

In dem sehr lesenswerten Buche, das Walter Koch vor einiger Zeit unter dem Titel „Mr. Lloyd George and the War“ bei Chatto und Windus, London (222 Seiten. 16 Sh. geb.) veröffentlicht hat, wird keine Biographie des Mannes gegeben, sondern der erste Teil besteht in „einer Skizze der von der Liberalen Regierung befolgten Politik und desjenigen Anteils, den Lloyd George an jener Politik von 1906—1914 gehabt hat“; der zweite Teil behandelt den Verlauf des Krieges und Lloyd Georges entscheidende Tätigkeit darin. Das sehr schön ausgestattete Buch hätte daher eher „Der Krieg und Lloyd George“ heißen sollen.

*) Augustin Keller 1805—1883, ein Lebensbild und Beitrag zur vaterländischen Geschichte des XIX. Jahrhunderts, von Oberst Dr. Arnold Keller, gewesener Chef des schweizerischen Generalstabes. Aarau, Verlag von S. A. Sauerländer & Cie. 1922.

Walter Koch war von 1908—1918 Mitglied des englischen Unterhauses. Der erste Teil, der die Hälfte seines Werkes umfaßt, verdient besonders die Aufmerksamkeit der Geschichtsliebhaber, während der zweite Teil für diejenigen von Wert sein wird, die sich mit der inneren Kriegsgeschichte Großbritanniens von 1914—18 befassen wollen. Koch schreibt ruhig, knapp und sachlich; zuweilen mit prickelnder Ironie, so wenn er sagt: „Vier Jahre Krieg erzeugten große Änderungen in Herrn Lloyd Georges Psychologie, und sogar in seinem Gedächtnis“. Die merkwürdigen Wandlungen Lloyd Georges, deren wir ja auch nach dem Kriegsende verschiedene erfahren haben, z. B. in bezug auf Oberschlesien, werden ohne Schärfe festgestellt. Sehr gut ist Kochs Schilderung der beiden Strömungen im Kabinett, wie sie seit 1906 offen und versteckt am Werke waren: der oberen, friedlichen Strömung, zu der Lloyd George trotz seiner kriegerischen Rede im Mansion House vom 21. Juli 1911 gehörte, und der unteren, von den Ministern Grey, Asquith und Haldane getriebenen Strömung, die bis zum Jahre 1911 selbst den anderen Kabinettsmitgliedern geheim blieb und ihre stillen aber in ihrer Wirkung schließlich entscheidenden Wellen zog.

Der peinlich nach Unparteilichkeit strebende Historiker wird mit Kochs Darstellung der Vorkriegsjahre nicht durchweg einverstanden sein. Koch bezeichnet die Annexion Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1908 mit Recht als „einen offenkundigen Bruch des europäischen Gesetzes“; mit mindestens der gleichen Schärfe hätte er dann jedoch den Bruch des Madrider Vertrags von 1880 über Marokko und den Bruch der Algeciras-Akte durch Frankreich und England betonen sollen. Denn die bosnische Krise sowohl wie die Marokko-Krise haben in beträchtlichem Maße zu den Kriegursachen beigetragen, für Oesterreichs Vorgehen lassen sich aber mit gutem Gewissen triftigere Gründe anführen als für Englands und Frankreichs gegenseitige Zuteilung von Ägypten und Marokko. Doch ist sonst Kochs Schilderung der zweiten Marokko-Krise wohl zu beachten. Neu war mir seine Behauptung, daß sich nach dem „coup d'Agadir“ Deutschland und Frankreich zur Geheimhaltung der Kompensations-Verhandlungen, die sich nie auf Marokko selbst erstreckten, verpflichteten; „das führte zu einem Mißverständnis: Sir Edward Grey dachte, er werde absichtlich ignoriert.“ Und daraus sei dann die schon erwähnte Drohrede Lloyd Georges entstanden. Grey hat jedoch im Herbst 1911 erklärt, daß ihn Frankreich über die Verhandlungen auf dem Laufenden erhielt.

Richtig beleuchtet ist die Haldane-Mission vom Februar 1912: „Beide Seiten waren bereit genug, sich über Allgemeinheiten zu verständigen.“ Bethmann-Hollweg war ehrlich und aufrichtig, aber „Tirpitz wollte seine Flotte“, und das gegenseitige Mißtrauen war schon zu weit gediehen.

Ueber die allgemeine Lage vor Kriegsausbruch schreibt Koch: „Die allrussische Bewegung wuchs an und die Pan-Slawisten waren die Hauptstütze der wankenden russischen Autokratie. Breite Massen des deutschen Volkes sahen, wie Frankreich sich fortgesetzt ausdehnte, während sich das Deutsche Reich schwitzend um einen untergeordneten Platz an der Sonne abmühte, und die Deutschen konnten nicht verzeihen, was ihnen als der französische Sieg in Marokko erschien. Frankreich dagegen ging unter der volkstümlichen Präsidentschaft Poicarrés durch eine „patriotische“ Phase, in der Elsaß-Lothringen nicht vergessen war“. Und Koch neigt zu der Ansicht, daß „kein Land wirklich den Krieg wollte, obwohl jedes Land die Früchte und das Prestige des Sieges wünschte“.

Die Krisentage des Juli 1914 berührt Koch nur flüchtig. Er hält den längst widerlegten „Potsdamer Kriegsrat“ immer noch für möglich und ist sich noch nicht klar darüber, daß die russische allgemeine Mobilmachung tatsächlich schon am 29. Juli abends — gegen den Willen des Zaren — von den Machthabern Rußlands eingeleitet wurde. Andererseits weiß Koch über die belgische Frage zu berichten (man vergleiche dazu den Aufsatz „Um die belgische Neutralität“ in Heft 7): „Seit einigen Jahren hatten es der französische und englische Generalstab als sicher betrachtet, daß im Falle eines europäischen Krieges die rechte Flanke der deutschen Armee Frankreich durch Belgien angreifen werde. Ihre Nordarmeen sollten den deutschen Vormarsch bis zum Beginn eine fran-

zösischen Offensive in Lothringen aufhalten. Von den Belgiern erwartete man Widerstand, indem sie das Feld bei Namur und vor Antwerpen behaupteten, während unser Expeditionsheer das Bindeglied zwischen der französischen und belgischen Küsten-Armee bilden sollte."

Diese Feststellung der gemeinsamen englischen, französischen und belgischen Operationen ist von höchster Bedeutung. Was die Verbündeten nicht vorausgesehen hatten, war, daß die Deutschen so weit nach Norden umfassend ausholten.

Hermann Lutz.

„Zeitgedichte“ von Dominik Müller.

Von der Schattenseite „gefetzter“, selbstgetreuer Schweizerart, von jener allzu genügsamen Selbstsicherheit, jener entschiedenen Abneigung gegen die kritische Betrachtung des eigenen lieben Adams und eigenen Volkslebens ist in diesen Blättern wohl auch schon die Rede gewesen. Einzig in der Stadt Basel gedieh von jeher ein Schweizerschlag, dem ein kühles Abstandnehmen, dem das ironisierende Nachdenken über Altgewohntes und Nahvertrautes liegt. Dem Nichtbasler ist dies kritische, ja spottfrohe Wesen von je auch unbehaglich genug gewesen. Aber wir haben allen Grund, dieses aparten Zuges im Schweizergesühn froh zu sein und nicht minder darüber uns zu freuen, daß er seine Ausprägung auch in der Literatur gefunden.

Der famose „Samstag“ besten Angedenkens war es ja, der von Neueren „den Dominik“ als Satiriker so entschieden populär gemacht hat. Und doch ist er nichts weniger als ein sogenannter Popularitätshascher. Das erhärtet jeder Blick in die „Zeitgedichte“, die er zu Weihnachten als ein schmales, aber durch und durch gescheites Versheft erscheinen ließ. Einige wenige Stücke darin sind aus ältern vergriffenen Veröffentlichungen herübergenommen, und man wird diese Anachronismen der „Zeitgedichte“, die sonst mit der Epoche seit 14 ihr Kühnchen zu rupfen haben, vergnügt in den Kauf nehmen. Denn die Urbilder dieser Satiren vom „alten Pappi“ oder vom „letzten Arier“ sind auch heute auf Basler Boden noch höchst leibhaftig anzutreffen. Gerade das macht übrigens den besondern Wert und Reiz der satirischen Kunst Dominik Müllers aus, daß sie stets von ihrem Baselminkel aus gesehen und in dieser Hinsicht bodenständig ist als diejenige Altheers, der in weit geringerem Maße Zürcher Art anzumerken ist — wenn anders es diese überhaupt noch gibt. Und es ist denn auch das ernstlichste Bedauern vor den „Zeitgedichten“, daß ihrer nicht mehr Mundart sprechen. Die baseldhischen Sachen wirken immer unmittelbarer, wirken ohne weiteres überzeugend.

Doch wir wollen unsre Freude haben an der Denkart, die sich in diesen Gedichten öfter auch auf schriftdeutsch auslebt und empfehlen sie unsern Volksgenossen dringend als Gesinnungsstahlbad: den politisch Unentwegten dieser oder jener Richtung besonders den unübertrefflichen „Chueri Jungknot Freisinnerich.“

Es kann Euch sagen jeder Baur,
Daß von Schultaur da nicht die Spaur!
Verkündet laut er in der Junft
Bei der Parteizusammenkunft.

oder aber seinen Antipoden, den „Dr. Johann Jakob Wintergfrisch“ (isch überzogene Kommunist).

Literaturmodemensch wird vielleicht am meisten interessieren die Satire „Drückebergerhrif“, die gottlob einmal die Wahrheit wagt, oder die andre, ganz vorzügliche, über die „Salobolschewisten“:

In Papa's Villa nippen am Tee
Mit ihren Freunden die Schwestern,
Süß ist's bei Törtchen und Pralinés
Zu plauschen von Heut und Gestern.

Sie flüstern feierlich von der Kunst
Der künftig zukünftigen Richtung,
Sie beehren mit ihrer besonderen Gunst
Die seelenausschreiende Dichtung.

Sie halten mit den Röttesten Schritt,
Die so viel Besseres künden,
Sie leiden mit den Entrechteten mit
Aus ihres Sofa's Gründen . . .

Und den mit unserer „verpöfchten Zeit“ etwa Unzufriedenen wäre der entsprechend überschriebene Zyklus ans Herz zu legen. Da treibt „Der letzte Arier“ sein betrübliches Wesen:

Im Traume sah ich jüngst den letzten Arier
Durch Basileas Ghettoassen wandern.
Der Aermste war natürlich Proletarier,
Denn Geld und Gut war längst schon bei den andern.

Aber wozu da und dort ein Stück oder eine Reihe herauskrümeln, wenn man dabei nur beklagen kann, manches ebenso Gelungene übergangen zu haben! Mag unserthalben ein grämlicher Kritikus hin und wieder eine ungelente Wendung nachweisen und bedauern, daß diese „Zeitgedichte“ die Glätte und Gewandtheit der satirischen Poesie Altheers im allgemeinen nicht erreichen. Sie haben vor ihr ein andres voraus, was leicht noch höher zu werten ist. Sie wagen doch oft noch mehr und fassen Kühner an manchen faulen Fleck, den zu betippen nicht ganz ungefährlich ist. Wie genießt man heutzutage die Gelegenheit, mit solch freimütiger und unerschrockener, nie listig nach der Gunst irgend einer Clique schielenden Mannesart in Berührung zu kommen!

Eine Kostprobe aus den Sprüchen soll die Lust zum Weiterlesen vollends reizen. Schade nur, daß der im Verlag von Benno Schwabe in Basel erschienene Band dem Leser die ganz unnötige Augenpein des Antiquadrucks auferlegt, wo dem Drucker doch eine so wohlthuend schöne Fraktur wie die der Mundart-Silhouetten zu Gebote stand.

Berschmaßt ist alles Große von den Kleinen,
Gewaltig ist die Zeit nur im Verneinen.

Mögt ihr noch so eifrig dichten:
Alles, was ihr habt in petto
Ist doch nur entfesselt Ghetto,
Deutsche Dichtung ist's mit Nichten!

Ein Erdenläuschen
Geriet aus dem Häuschen
Ueber den Gang dieser laufigen Welt:
Es räsonierte und protestierte —
Und hat sich sein bißchen Leben vergällt.

Adolf Bartels, Neue Gedichte.

Eine Lese von „Zeitgedichten“ hat auch Adolf Bartels in seinen von Georg D. W. Callwey in München verlegten neuen Lyrikband eingereiht. Daß der Literarhistoriker „nebenbei“ auch selber ein Dichter und nicht zuletzt ein Ihrischer Dichter sein muß, kann dem tiefer schürfenden Leser seiner weitverbreiteten literaturgeschichtlichen Werke nicht verborgen bleiben, wird aber trotzdem noch lange nicht genug gewürdigt. Da ist es denn nur zu begrüßen, wenn er uns selber nun wieder mit einem stattlichen Buch Gedichte daran erinnert, daß er noch ungeschwächter Schaffenskraft sich erfreut, wennschon wir dies Jahr seinen Sechzigsten feiern dürfen.

Auch dieser neue Band erweist, wie richtig er's getroffen, wenn er selber seine Gedichte als Tagebuch-Lyrik gekennzeichnet hat. Und was diesem poetischen Tagebuch Wert und Wärme verleiht: daß ein aufrechter, unermüdlicher Kämpfer, daß ein ganzer Mann es geschrieben. Mit deshalb freuen wir uns dieser Gabe des ergrauten Dichters auch diesseits des Rheines. Mögen die Ereignisse, die in dem Zyklus der „Zeitgedichte“ ihren Widerhall gefunden, uns auch nicht unmittelbar berührt haben, ein reges Interesse wird ihnen auch der Deutschschweizer entgegenbringen, zumal da die großen Geschehnisse von einem klugen, klaren Geiste miterlebt sind.

Rein menschlich ergreifend aber wirken die Zeugnisse tief persönlichen Fühlens und Vorwärtsdringens im ersten Buch der „Herbstblüten“. Auch in diesen eigentlich lyrischen Dichtungen erfreut der mannhafte Wille, der in geruhigem Lebensüberblick seines Schicksals Wege schreitet. Ganz besonders aber wird auch den Schweizer bei dem Dithmarscher ansprechen die Heimatliebe, die Heimatsehnsucht, wie sie der Dichter immer erneut zum Ausdruck bringt.

Jugendwald.

Das ist der alte Eichenwald,
In dem ich einst in jungen Tagen
Mein heißes Herz zum Lenz getragen —
O, blieb er jung! O, wurd ich alt!

Jugendbild.

Horch, das Getrapp! Auf Holzpantoffeln schreitet
Auch meine Kindheit durch der Heimat Gassen.
Hat sich der Geist auch längst zur Welt geweitet,
Die Seele hat die Kleinstadt nie verlassen.
Noch ist es dunkel. Aus den Häusern sehen
Ganz gelb heraus die wen'gen Morgenlichter.
Trapp, trapp! Die Kinder, die zur Schule gehen!
Mich dünkt, ich kenne noch all die Gesichter.

Und endlich soll der wehrhafte, gottlob noch ungebrochene Kämpfer zu Worte kommen und auch bei uns sich neue Freunde und Mitstreiter werben.

Mein Herz.

Ja, tapfres Herz, du tust noch deine Pflicht,
Ob du gleich längst nicht völlig mehr gesund.
Dein Klopfen hör ich nächtlich und es spricht
Zu mir wie eines alten Freundes Mund:
„Wir wollen trotz auch den schwersten Tagen
Und schlagen, schlagen, schlagen, tragen, tragen
Selbst todeswund.“

Arnold Büchli.

Edda und arischer Urglaube*).

Wer die Edda gelesen, der erhielt den Eindruck, als stände er vor einem wirren Trümmerhaufen einer einst hohen, längst verschollenen Kultur; andere glauben, es handle sich wohl um ein heute nicht mehr verständliches Gebilde menschlicher Phantasie —, und so legte, wie auch der Schreibende, manch einer die Edda wieder beiseite und dachte: Mehr ist wohl nicht herauszuholen, weil gar viele Bezüge, gar viele Zusammenhänge und Zwischenstücke fehlen und weil die übrigbleibenden Rudimente es nicht ermöglichen, ein Weltbild des arischen Stammes zu errichten. So blieb auch im Volke der Glaube übrig, unsere Vorfahren seien Barbaren gewesen, die auf Bärenhäuten lagen „und noch eins tranken“; tolle

*) Otto Sigfrid Meuter: Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube. Verlag Deutsch-Ordensland Contra in Hessen. (174 Seiten; Preis 36 Mark mit 100 Prozent Valuta-Zuschlag. 2.20 Fr.).

Kaufbrüder und Störefriede; kurz und gut, Menschen, ohne eigentliche Kultur, und alles, was sie ein wenig manierlicher gemacht habe, sei durch fremde Heilsboten von außen gekommen.

Durch die Studien des obgenannten Gelehrten und Dichters ist der Bann, der nimmer von diesen Dingen zu weichen schien, endgültig gebrochen, und in wenig Jahren wird, als Folge der Reuter'schen Entdeckungen, schon so viel Licht in diese, wie viele glaubten, rettungslos verschütteten Kulturgüter eindringen, daß nicht nur der Forscher, sondern auch das gesamte, seiner Wesensart so sehr entfremdete germanische Volk sich des Fundes freuen wird.

Durch vergleichende Studien der heiligen Schriften der Jnder, Perser und Germanen (Veda, Avesta und Edda) ist, was die beiden Grimme und Ahland vergeblich versuchten, dem Forscher Reuter gelungen: nämlich, ein überzeugendes, Leben atmendes, gemeinartiges Weltbild aufzurichten. Von vielem, was heute nur noch als scheinbar törichter Aberglaube übrig geblieben ist, wird uns in völlig neuen Zusammenhängen berichtet, in Bildern und Gleichnissen voll religiösen und sittlichen Adels, so daß wir nur staunen können: vom Weltenbaume, (heute Christbaum) der das All überschattet und Segen auf die Fluren niedertaut; von der goldenen Einvatbrücke, dem Scheider von Gut und Böse (heute Brückengericht); von der heiligen Zahl welche uns zeigt daß vor 4000 Jahren alle drei genannten Völker die Bahnen und Umlaufzeiten der Gestirne einwandfrei berechneten und darstellten. Daß selbst die Germanen, nicht nur die Juden und Perser, über eine Sternkunde verfügten, welche die Kenntnisse eines heutigen Durchschnittsgelehrten bei weitem überragt, klingt wie ein Märchen; Reuter beweist es an Hand von in Schweden aufgefundenen Sternzeichnungen.

Das Werk, welches dem Schreiber dieser Zeilen zufällig unter die Augen kam, war für ihn ein Erlebnis; es sei daher nicht nur dem Fachgelehrten, sondern insbesondere dem Geschichts- und Sprachenlehrer bestens anempfohlen.

Alfred Freh.

Feststellung.

Im Zusammenhang mit seinen neulich vor seiner studentischen Zuhörerschaft in Berlin getanen Neußerungen, wird Prof. Stuß von einigen Blättern der deutschen und welschen Schweiz als „Hauptmitarbeiter“ der Monatshefte bezeichnet und der Eindruck zu erwecken gesucht, als ob damit eine Beziehung zwischen den politischen Privatmeinungen von Prof. Stuß und den politischen Bestrebungen der Monatshefte erwiesen sei. Demgegenüber stellen wir fest, daß die Mitarbeit von Prof. Stuß an den Monatsheften sich auf zwei Beiträge erstreckt, eine rechtsgeschichtliche Abhandlung über den Anteil, den die Schweiz an der Entwicklung und in der Geschichte und Wissenschaft des deutschen Rechts hat und einen Nachruf auf den verstorbenen Basler Gelehrten Andreas Heusler, und daß diese Beiträge rein wissenschaftlichen Charakters waren und in ihren wissenschaftlichen Qualitäten nie angefochten worden sind. Im übrigen hat Prof. Stuß stets auch an andern schweizerischen Zeitschriften und im vergangenen Jahre an den „Basler Nachrichten“ und der „Neuen Zürcher Zeitung“ mitgearbeitet. Wenn also ein paar Skandal- und Klatschblättchen etwas an einer Mitarbeit von Prof. Stuß auszusehen finden, dann mögen sie das nicht nur bei den Monatsheften, sondern zum mindesten dann auch bei den andern publizistischen Organen tun.

Die Schriftleitung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstr. 66, Telephon: Selnau 26.32. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich. Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten.